

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 13 (1937)
Heft: 29

Artikel: Das Zügendlöcklein
Autor: Landgrebe, Erich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751858>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Zügendlöcklein

VON ERICH LANDGREBE

Wir strolchten damals durch die Wachau; unter irgendeinem gutklingenden Vorwand waren wir von zu Hause fortgelaufen — ich glaube, wir waren bei irgendeiner ehrenwerten Familie als Gäste geladen, bei Leuten, mit denen unsere Eltern nicht in Verbindung standen.

Indessen hatten wir aus der heimatlichen Speisekammer Zucker, Reis und Speck geliehen, obendrauf den kleinen Aquarellkasten und Büttenpapier gepackt und den Rucksack endlich mit einem Aluminiumtopf, der auch nicht ganz rechtmäßig in unseren Besitz gekommen war, gekrönt.

Vierzehn Tage herrlichster Freiheit lagen so vor uns. Das wenige Geld, das wir hatten, reichte für Schüler- oder Handwerkerherberge reichlich aus, sonst brauchten wir noch nichts. Und auch diese Nächtigungsgebühr ersparten wir uns zweimal, als der Bürgermeister von Weißenkirchen unsere struppigen Schädel, speckigen und farbbesmierten Lederhosen und nackten, dreckigen Beine seiner Aufmerksamkeit wert hielt und in seiner am antlichen Ausweispapieren Halt suchenden Seele erregt von uns verlangte, daß wir uns «legitimieren» sollten. Nachdem wir außer einer fetten Visitenkarte irgendeines Doktor-Onkels und ein paar an uns gerichteten Ansichtskarten nichts zutage fördern konnten, was einem Ausweis gleichkam, sperrte man uns in den Gemeindekotter ein, um unsere Vagabundenseelen mürbe und für einen Staat ordnungsliebender Bürger gefügig zu machen. Inzwischen sollte eine Untersuchung eingeleitet werden. Nachdem aber am zweiten Tage unserer Haft, während der wir die Aussicht durch das vergitterte Fenster mehrmals und in verschiedenster Stimmung zu Papier gebracht hatten, ein richtiger Gauner und Hühnerdieb gefaßt worden war, entließ man uns infolge Platzmangels wieder. Die Justiz gab der Hoffnung Ausdruck, daß unsere Angaben über «Landtreichelei mit Wissen der Eltern oder verantwortlicher Vormünder» stimmten und wir strolchten weiter zu neuen Malplätzen, zwei Schillinge Ueberschuß in der Reisekasse.

Wir saßen nun wieder unter Torbögen und vor Erkern, wir fühlten wohl kalten und ehrwürdigen Hauch, der aus allen diesen alten Ziegeln uns umwehte, was aber diese Menschen, die scheinbar achlos in diesen Mauern wohnten, Bier, Wein und Gemüse verschleiften oder sonstwie einem gedankenlosen Handel nachgingen, — was diese Menschen lebendig mit ihren alten Mauern verband, das begriffen wir keineswegs. Unser glückliches Entrinnen aus dem feuchten Kotter hatte unser Gefühl für Unverwundbarkeit weiter gestärkt — und wenn der halbe Tag auch dem Malen gehörte, so war seine andere Hälfte doch für allerlei zweifelhafte Spielereien da.

In Dürnstein verlockte uns eine schmale, ausgetretene Treppe zur Gefolgschaft. Sie führte zu einem alten, schweren schmiedeisernen Tor, durch dessen ungefügiges Gitter wir auf Grabsteine sahen, die sonnenfreundlich zwischen dichtem Gras zu uns herüberblitzten.

Das alles war verlockend, daß aber die Türe verschlossen war, füllte den Becher unserer Neugier bis zum Ueberfließen voll. Die Türe war von innen verriegelt, ich zwängte meinen Arm durch ein paar eiserne Blätter und öffnete sie endlich unter Verlust von ein paar Hautfetzen. In schauervoller Stille empfing uns der Friedhof, selbst seine Wege, dicht bewachsen, griffen wie weiche Teppiche unter unsere derben Nagelschuhe. Ein winziges Türmchen stand im Grünen, mit Holzschindeln gedeckt und von keinem Tor

verschlossen. Aus der spitzbogigen Oeffnung lockte eine schwarze Tragbahre zu weiteren Abenteuern.

Zunächst nahmen wir nur Platz, dann aber ergriff uns die kühle Stille der Kapelle derart, daß wir zu sterben beschloßen.

Wir zogen Schuhe und Socken aus und legten uns auf die Bahre, den bekleideten Oberkörper schon von der Mauer des Eingangsbogens verdeckt: von außen sah man also nur vier nackte, lange Beine auf einer Totenbahre liegen.

Schweigend lagen wir, die Gedanken voller Totenköpfe. Beinhäuser kamen in unsere Träume, gesehene und gelesene — in Hallstadt ist ein Engländer ins Knochenhaus gesperrt worden, einer Wette wegen; am Morgen waren seine Haare weiß und er selbst verrückt gewesen...

«Siehst du den Strick da?» fragt Otto leise mit Grufstimme.

«Ja. Zieh an!»

«Was geschieht aber dann?»

«Wahrscheinlich läutet es —» sage ich.

«Dann kommen sie aber —»

«Ja. Und wundern sich, daß wir gar nicht wirklich tot sind!»

Otto zog an.

Jawohl, sie wunderten sich.

Die Glocke warf heulende, klagende, düstere Klangwolken über den mittagstillen Ort —. Wir warteten mit

klopfendem Herzen, nicht tot und nicht lebendig, bange, unendlich lange Minuten einem unabwendbaren Schicksal entgegen. Wir wußten nicht, wie wir in das alles eigentlich hineingekommen waren; aber es war wie etwas Unentrinnbares, wie ein Vorschub auf den Tod. Grausam kalt war das Holz an unseren nackten Beinen, todesmürbe Luft wehte vom Torbogen auf uns — wir wagten nicht hinzusehen.

Dann hörten wir Schritte, Stimmen — und dann kamen sie und wunderten sich!

«Hundsbuam, dreckige!» wuchs plötzlich eine rostige Männerstimme neben uns ins Unendliche auf — «das Kreuz gehört euch abghaut!»

Mit perlender Stirn und rotem Bart stand ein riesiger Kerl da und schwang einen Prügel, mit dem er uns offensichtlich zerschmettern wollte.

Wie wir von unserer Totenbahre zum Leben zurück-erwachten und unter dem sausen den Stecken mit heiler Haut, zwischen ein paar Bauern durch, heil das Gittertor erreichten, war uns nachher immer ein Rätsel... wir flitzten, Schuhe und Socken in der Hand, die Treppe hinunter: in aufgeregt summendem Halbkreis war das ganze Dorf versammelt und erwartete die fischlebendigen Toten...

Wir rannten, den Kopf voran, blind wie die Amokläufer in die Leute — sie standen erstarrt da und ließen uns durch. Wir rasten, mit blutenden Fußsohlen über die steinige Dorfstraße davon, hinter uns einen vielkehligen Atemzug der versammelten Weiber, über deren verhaltenem Schrei der rostige Zornruf des rotbärtigen Riesen flatterte wie eine aufreizende Fahne im Kampf...

Nun, soweit wäre alles in Ordnung gewesen, — nur unsere Rucksäcke waren in der Herberge und wir wagten uns nicht in den Ort zurück. Zwei Nächte schliefen wir im Wald, den Tag verbrachten wir bei der Ruine und fühlten uns in besonderer Weise als ferne Verwandte des Richard Löwenherz — ausgestoßen wie er. Stundenlang lagen wir versteckt in den schützenden Weingärten und nährten uns von den Trauben, die um uns hingen —

Am Abend des zweiten Tages waren wir mürbe. Wir schlatterten in den Ort und schlichen uns ins nächste Wirtshaus, notfalls unsere Freiheit gegen eine heiße Wurst einzutauschen. Dann kam der Wirt, nach den Wünschen seiner zweifelhaften Gäste zu fragen — und es war der rasende Andreas Hofer, der Kerl mit dem roten Bart und der rostigen Stimme — er stand da vor uns und fragte, was wir wünschten!

Kein Zweifel, er hatte uns erkannt — das war das Ende! Die Uhr in der Stube tickte, als schlugen Totenknochen klappernd gegeneinander: Henkersmahl im Beinhaus!

Schweigend brachte der Wirt das Verlangte, wortlos. Aber als wir gehen wollten, schob er unsere armseligen Groschen zurück und sagte nur: «Ihr Hundsbuam! — Bei uns stirbt e i n e r im Jahr —»

Wir wandten zur Herberge, dem Leben zurückgeschenkt.

Wir gingen ohne zu reden, manchmal betrachteten wir uns scheu von der Seite und einmal sah ich, wie über Ottos ungewaschenes Gesicht sich ein leises Lächeln ersten Verstehens von dem Mundwinkel erhob und zwischen dem lockeren Haarflaum des Halbwichsigen verrieselte, nachdem es die Augen erreicht hatte, die blank zu den ersten Sternen aufblitzten...

Oh, wäre der Tag
einst zu loben!

Der Regen fließt von oben nach unten.
Der Fluß nimmt zum Meer seinen Lauf.
Der Regen steigt nie von der bunten
Erde zum Himmel hinauf.

Oh, wäre der Tag einst zu loben,
an dem nichts mehr bleibt, wie es war:
flöße Regen von unten nach oben,
und das Meer in die Flüsse sogar...

Dann brauchte kein Rind in der Nacht weinen,
wenn es Hunger hat, den niemand stillt —
weil die Sterne von unten her scheinen,
und der Himmel kein Ende nimmt.

Ob der Regen nach oben hinaufgehe,
ob zum Berge hinsteihe der Fluß —
achte jeder, daß er dazu sehe,
ob noch ein Rind weinen muß.

ALBERT EHRISMANN